

Für unsere Kinder

Nr. 3 ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ Beilage zur Gleichheit ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ ○ 1914

Inhaltsverzeichnis: Ferdinand Lassalle. Von Max Adler. (Schluß.) — Die Schlangennamme. Ballade von Ludwig Beckstein. — Das Schicksal. Von Awetis Aharonean. — Die Prinzessin auf dem Baum. (Schluß.) — Kindertied von den grünen Sommervögeln. Von Friedrich Rückert. (Gebicht.)

Ferdinand Lassalle.

Von Max Adler. (Schluß.)

Heute sind diese Millionen von Arbeitsmenschen, die über die ganze Erde ausgebreitet sind, eine Einheit und fühlen sich als solche. Und wenn sie sich selbst als Proletariat benennen, so geschieht es nur in der stolzen Zuversicht, den Zustand, den das Wort bezeichnet, durch eigene Kraft alsbald aus der Welt zu schaffen. Aber es war nicht immer so. Viele Jahrhunderte sind vergangen, und die armen Menschen, die im Joche der Arbeit gebeugt waren, dachten gar nicht über ihr Schicksal nach. Sie fanden es ganz selbstverständlich, daß die einen ihr Leben in fortwährender Not und Kümmernis hinbrachten, während die anderen in Überfluß und Luxus schwelgten; daß die einen geboren wären, zu herrschen, die anderen aber zu gehorchen. Und als zu Beginn des neunzehnten Jahrhunderts mit der Einführung der großen Arbeitsmaschinen die Not und die Ausbeutung der Arbeiter immer größer wurde, da kamen sie zwar mehr und mehr auf Gedanken, welche die alte Dumpfheit der Gemüter störten, da erkannten sie immer mehr, wie schrecklich und ungerecht es doch im Leben zugehe, wenn gerade die Menschen, die alle Tage ihres Lebens mühevoll arbeiteten, mit Weib und Kind verkommen mußten. Aber sie fanden keinen Weg aus diesem Elend heraus. Höchstens daß sie, wenn die Not sie bis zur Verzweiflung getrieben hatte, bald hier, bald dort einen Aufruhr anstifteten, die Fabriken ihrer Arbeitgeber und die Schlösser ihrer Lohnherren anzündeten und dafür von Soldaten zusammengeschossen oder in den Kerker geworfen wurden. Es fehlte ihnen noch ganz die Kenntnis ihrer Stellung und Bedeutung im Staate und damit der Ursachen ihres Elends, welches sie meistens der Grausamkeit und Härte ihrer Herren zuschrieben. Zwar

waren die Arbeiter schon aus ihrem langen Schlafe erwacht, aber noch waren sie ohne Zusammenhalt, ja ohne Wissen voneinander, ohne deutliche Einsicht von dem, was zu tun ist, ohne gemeinsame Richtung und Weg.

Ihnen diese klare Erkenntnis verschafft zu haben, das ist das unvergängliche Werk Ferdinand Lassalles (geboren am 11. April 1825 in Breslau). Er war es, dessen mächtige Sprache zuerst die Massen der Arbeiter aufgerüttelt, sie über ihre eigene Lage aufgeklärt und ihre zahllosen, bis dahin zersplitterten Willensbestrebungen auf das eine große Ziel ihrer Befreiung vereinigt hat. Lassalle war es, der die Arbeiter erkennen lehrte, daß sie nicht unter der Bosheit oder Grausamkeit einzelner Herren leiden, sondern daß, solange der Unterschied von Besitzern und Besitzlosen besteht, die Armen stets den Reichen sich verkaufen müssen und die Reichen stets die Armen ausbeuten müssen, auch wenn sie selbst die besten Menschen wären. Und er zeigt ihnen weiter, wie dieser Unterschied von Besitzenden und Besitzlosen, so unvermeidlich er früher war, heute nicht mehr nötig ist, weil die Menschen es bereits so weit gebracht haben, ein auskömmliches Leben für alle zu schaffen, so daß niemand mehr arm zu sein braucht, wenn nur erst aller Besitz allen zusammen gehören und durch gemeinsame Arbeit aller verwertet werden wird; wie es daher nötig ist, daß diejenigen, welche ein Interesse daran haben, daß die Dinge besser werden — und wer hätte dies dringender als die Arbeiter? — sich vereinigen und zusammenhalten müßten, um durch gemeinsamen Kampf mit eigener Kraft ihre Ziele zu erringen. Die Arbeiter müßten sich als eine selbständige Klasse verstehen lernen und als solche ihren Befreiungskampf nicht mehr gegen einzelne Unterdrücker führen, sondern lieber trachten, soviel Macht im Staate zu erlangen, daß sie alle Unterdrückung ein für allemal beseitigen könnten. Zu diesem Zwecke sollten sich die Arbeiter in einem großen Verein sammeln und alle Kraft daransetzen, dem bisherigen Zustand, wonach sie im Staate gar nichts mitzureden hatten, ein Ende zu machen, indem sie sich das Recht eroberten, durch von ihnen gewählte Abgeordnete die Gesetze des Staates mitzubestimmen. Denn der Staat besteht doch nur

aus seinen Bürgern: und da die übergroße Mehrheit dieser Bürger sich aus den Arbeitern und Besitzlosen zusammensetzt, so müßten sie, wenn nur endlich alle gleich aufgeklärt sein werden, endlich auch die Macht im Staate erhalten. Dann werden sie die Herrschenden sein; aber sie werden ihre Herrschaft nicht zur Unterdrückung von Menschen mißbrauchen, sondern den Staat so einrichten, daß er eine Stätte der Freiheit, des Wohlergehens und des Glückes für alle sein wird. Von allen Menschen, die im heutigen Staate leben, haben die Arbeiter das größte Interesse an dieser Umgestaltung; denn sie sind es, die heute am meisten leiden. Darum ist den Arbeitern die hohe und schöne Aufgabe zugefallen, durch den Kampf für ihre eigenen Interessen zugleich einen Kampf für die Fortentwicklung der Menschheit zu führen und mit dem Siege ihrer Klasse zugleich einen solchen Zustand zu begründen, in dem es keine Klassen, keine Unterschiede von arm und reich, Diener und Herr mehr geben wird, sondern alle brüderlich geeint sein werden.

In vielen Reden und Schriften, in zahlreichen Versammlungen, in denen die Arbeiter in Massen zusammenströmten, hat Lassalle diese Ideen mit einer wundervollen Pracht der Sprache und mit hinreißender Leidenschaft unter das Volk verbreitet. Und die Blut seiner Überzeugung zündete sofort. Wie ein jubelnder Beckruf fuhr seine Rede in die schon vorbereiteten Gemüter des Proletariats. Und wie ein drohender Kriegsruf ließ seine Stimme mit dem großen Widerhall, den sie bei den Arbeitern fand, die Herrschenden erschauern vor der Gewißheit eines nun beginnenden ersten Kampfes, der nur mit dem Sieg des Proletariats enden konnte.

Am 23. Mai 1863 wurde in Leipzig der „Allgemeine deutsche Arbeiterverein“ gegründet, dessen Präsident Lassalle war, und dieser Tag gilt als der Geburtstag der deutschen Sozialdemokratie. Denn die Sozialdemokratie ist ja nichts anderes als dieser vereinigte Kampf der Arbeiter als einer selbständigen Klasse gegen die herrschenden Klassen, mit dem bewußten Zwecke, die Bedingungen der Armut und damit den Unterschied von Besitzenden und Besitzlosen abzuschaffen durch Verwirklichung einer neuen Gesellschaft ohne Not und ohne Unterdrückung, die kein bloßes Märchen mehr ist, sondern heute schon möglich ist, wenn alle Menschen zusammenstehen und nicht ein Teil auf Kosten des anderen leben will.

Ferdinand Lassalle war es nicht vergönnt, die Führung des von ihm begründeten Vereins lange inne zu haben. Durch ein trauriges Geschick wurde er nur zu bald den immer größeren Arbeiterscharen, die sich in beispielloser Liebe um ihn sammelten, entzogen; denn er starb bereits am 31. August 1864. Um so höher aber strahlt sein Ruhm, wenn man bedenkt, welche ungeheure Wirkung von der kurzen Spanne Zeit seiner Betätigung unter den Arbeitern ausgegangen ist. Wie wenn in finsterner Nacht auf weitem Meere dem ziellos gewordenen Schiffe plötzlich ein helles Licht den Punkt anzeigt, wo festes Land zu gewinnen ist, so wirkte die Lichtercheinung Lassalles auf die Masse des arbeitenden Volkes und führte es aus der Dunkelheit seiner Hoffnungslosigkeit heraus zu heller, froher Kampfesstimmung und Siegeszuversicht.

Und als der Mund, der so redegewaltig gewesen, für immer verstummt war, als die Sprache nicht mehr erklang, die so viele Tausende von Arbeitern zu kraftvollem Selbstbewußtsein erweckt und mit freudigem Stolz über ihre Kultur Aufgabe erfüllt hatte, da war das Licht noch immer nicht erloschen. Denn aus den Schriften und gedruckten Reden Lassalles begann es nun immer glänzender hervorzuleuchten, erfüllte immer neue und neue Scharen mit seiner Helligkeit und seinem Glanze, und hat seither noch nicht aufgehört, in die Arbeiterherzen hineinzustrahlen, sie zu erwärmen, und in die Arbeiterköpfe, sie zu erleuchten.

Und auch ihr werdet, sowie ihr nur etwas älter geworden, diese wunderbaren Reden jenes großen Mannes, eures Vorkämpfers, lesen, das „Arbeiterprogramm“ und das „Offene Antwortschreiben“ und die Rede über das Bündnis der Wissenschaft mit den Arbeitern. Ihr werdet sie lesen und werdet wieder gefangen genommen werden von all den hohen Gedanken und von der heißen Liebe zum Volke, zur Freiheit, zur Entwicklung der Menschheit, die aus diesen Reden spricht. Und dann werdet ihr sicherlich, wie die Generationen vor euch, die Zehntausende und Hunderttausende, die den Feuereodem des Lassalleschen Geistes an sich versüßten, glücklich euch hingeben dem schönen Zwange seiner Ideen und wie sie alle entschlossen sein, treu zu befolgen, was das Testament Lassalles war, sein letzter Gedanke wie sein stärkster: „An der Organisation des Proletariats festhalten. Sie wird die Arbeiterklasse zum Siege führen.“

Die Schlangenaname.

Ballade von Ludwig Bechstein.

I.

Frau Marthe geht mit ihrem Kind,
Als Morgendämmerung kaum beginnt,
Zur grünen Wiese Frau Marthe geht,
Dort Schwaden auf Schwaden niedermäht.
Das Kindlein schlummert, das Kindlein ruht
Unterm Weidenbusch im Schatten gut.
Die Sonne steigt und brennt gar heiß,
Frau Marthe mäht, nicht ruht ihr Fleiß.
Und als die Sonn' im Mittag steht,
Frau Marthe zu dem Kinde geht.
Sie nimmt es auf mit stiller Lust,
Sie legt es an die Mutterbrust.
Sie lullt ein Lied mit leisem Sang,
Bald übermannt sie Schlummerdrang.
Frau Marthe schläft, von Arbeit matt,
Ihr holdes Kind, es trant sich satt.
Sein Mündlein läßt vom Busen los,
Es bleibt die Brust der Mutter bloß;
Her schleicht ein Schlänglein leis und sacht,
Das saugt sich an, eh sie erwacht.
Und als sie nun erwacht, o Graun!
Muß sie die Schlang' am Busen schau'n.
Die weicht nicht von der warmen Stell',
Die läßt nicht ab vom süßen Quell.
Das arme Weib, in Angst und Not,
Wünscht sich und fürchtet doch den Tod.
Vorm Schlangenzahn ist ihr gar bang,
Und größer und größer wird die Schlang'.

II.

Zehn Monden schon vergangen sind,
Seit Marthe fortging mit dem Kind
Und heim kam mit dem grausen Gast,
Zehn Monden trug sie seine Last.
Die Wang' erbleicht, ihr sinkt die Kraft,
Die Schlang' schwillt auf gar schauderhaft.
Mit Mühe trägt das arme Weib
Den ungeheuern Schlangenleib.
Ein Fremder kommt ins Dorf daher,
Dem sagt man an die Wundermär.
Er geht zu Marthen hin ins Haus;
Sie folgt ihm in den Wald hinaus.
Dort einen Kreis der Zaubrer zieht,
Seine Pfeife tönt durchs Waldgebiet.
Da raschelt's, rauscht's im Heidegebüsch,
Da schleicht's heran mit leisem Geziß.
Da kommen Schlangen blau und grün,
Frau Marthe will dem Kreis entfliehn.
Der Zaubrer mit erstem Blick
Hält, wo sie stand, die Frau zurück.

Und auf dem Pfeiflein bläst er hell,
Und alle Schlangen tanzen schnell.
Auch die so lang an Marthen hing,
Läßt ab von ihr und tanzt im Ring.

III.

Frau Marthe sitzt vor ihrer Tür,
Blickt nach dem nahen Waldrevier;
Mit Nachbarkindern groß und klein
Ging dort ihr liebes Kind hinein.
Da trifft ein Jammerruf ihr Ohr;
Schreck jagt vom Sitz sie gleich empor.
Die Kinderschar dem Wald entflieht,
Ihr Kind sie nicht darunter sieht.
„Weh! Marthe! weh!“ ein Knabe rief,
„Ein Wolf, ein Wolf!“ da seufzt sie tief.
„Weh! Marthe! weh!“ ein zweiter leucht,
„Ein Bär, ein Bär!“ — das Weib erbleicht.
„Weh! Marthe! weh!“ ein dritter brüllt,
„Eine Schlange!“ Todesfurcht sie füllt;
Sie stürzt zum Wald voll wilder Qual,
Gleich der Löwin, der man ihr Junges stahl.
Und als sie läuft und die Hände ringt,
Ein heulender Wolf ihr entgegenspringt.
Doch eh sein grimmer Blick ihr droht,
Sinkt er aufs grüne Moos hin — tot.
Wie Marthe weitereilen will,
Bäumt sich ein Bär mit dumpfem Gebrüll
Und stürzt vor ihr zu Boden gleich.
Wie malen sie Schreck und Angst so bleich.
Ausatmet der Bär den letzten Hauch.
Eine Schlang' umringelt ihm Hals und Bauch.
Sanft schlummernd im Moos das Kindlein lag,
Mit Wänglein frisch wie ein Maientag.
„Mein Kind! Mein Kind!“ ruft Marthe bang,
Und mit Entsetzen erkennt sie die Schlang'.
Die war's, die sie nährte mit ihrem Blut —
Die hielt ihr Kind in treuer Hut.

o o o

Das Schicksal.*

Von Armetis Aharonean.

Es war kalt, Winter und Schneesturm im
armenischen Hochland. Die Nacht war auch

* Armenische Erzählungen von Armetis Aharonean. Universalbibliothek Nr. 5107. Leipzig, Verlag von Philipp Reclam jun. Preis 20 Pf. Diese Erzählungen sind nicht nur bemerkenswert als literarisches Erzeugnis eines aufstrebenden Volkes. Berichten sie doch von den Leiden der Armenier in der Türkei. Wird auch die Türkei in den Weltkrieg hineingerissen, so wird in dem Kampf zwischen ihr und Rußland die Haltung der Armenier von Bedeutung sein.

so finster, so schrecklich, daß die Menschen in dem Bergdorf D . . . sich zur Stunde nicht entsinnen konnten, wann und wo sie zuletzt Tag und Sonne, Licht und Wärme und den klaren Himmel gesehen hatten. Auch der Wind blies, aber was für ein Wind! Er schien aus der Todeswelt herzuwehen, in seinem Säusen war etwas Schaudererregendes, Unheilverkündendes. Er spielte mit dem Schnee, aber das war ein teuflisches Spiel; er beleckte die Gegenstände, aber sein Hauch war todbringend. Nicht etwa nur die Menschen froren, sondern das ganze Dorf D . . . mit all seinen Hütten, seinen Henschobern, seinen Atharhausen* schien zu zittern und zu schauern in dieser dichten Finsternis, vor diesem höllischen Sturm, und es war schwer zu erkennen, ob das ein Zittern der Kälte oder der Furcht war. Ach, die Dorfbewohner fürchteten sich vor der Natur, und wie fürchteten sie sich, sie entsetzten sich vor ihr. Donner und Blitz, Sturm und Unwetter waren für sie nicht harmlose, gedankenlose Spiele der Natur; sie kommen zu ganz bestimmten fürchterlichen Zwecken, das weiß der Bauer. Wie sollte er nicht zittern! Es war noch ein Glück, daß es gegen den Blitz das Kreuzeszeichen gab, und gegen den Schneesturm waren der warme Stall und der Sakhi** da.

Wuh, wuh — heulte der Sturm, und jedesmal, wenn dieses fürchterliche Stöhnen erklang, hörten die Gäste, die im Hause des Melith-Schahin an beiden Seiten des Sakhi saßen, auf zu sprechen, nahmen die Pfeifen aus dem Mund, sahen einander an und fühlten gewissermaßen ein inneres Bedürfnis, einander näherzukommen, sich mehr zusammenzudrängen. Herr Gott, Schnee und Kälte sind gut zu ihrer Zeit, aber dieser Sturm, was will nur dieser fürchterliche Sturm, was bedeutet er? Niemand wagte die Sprache dieses fürchtbaren Elements laut zu erklären, aber sie alle verstanden sie gut. Das war für jeden das riesige Schicksalslied, das der Sturm, dieser ewige Wallfahrer, aus den Schmerzen der Welt, aus den Seufzern des Schwachen, dem Geschrei des Hilflösen, den Tränen des Elenden und dem

Kummer des Armen gestaltet hat. Nicht ein klagender Laut ist in der Unbegrenztheit erstorben. Vom schwächsten, herzbewegenden Lippeln bis zum bergerschütternden Gelöse hat der Sturm, als ein treuer Gelübbeträger, sie alle in seinem lustigen Schoß gesammelt, und zuweilen kettet er sie an die höchsten Berggipfel oder an die weiteste Finsternis der Höhlen, zuweilen aber läßt er sie frei, damit sie heruntersteigen und vor der Welt ertönen, klägliche und drohende Laute ausstoßen und zu den erschreckten Ohren der Menschen von dem unabwendbaren Schicksal reden. So dachten im Sakhi die erschreckten Köpfe der Bauern. Darum war das Heulen des Windes für jeden ein gräßliches Konzert, in dem das Seufzen der Sterbenden, Geschrei und häßliches Brüllen von Teufeln und Heulen des hungrigen Wolfes lag. Liebten denn nicht alle diese beim Schneesturm aus ihren Zufluchtsstätten herauszustürzen, um mit ihrem gräßlichen Geschrei die Natur noch schrecklicher zu gestalten. O, was für ein Geschrei ist das! Das Haar sträubt sich, die Zunge verdorrt, der Atem vergeht.

Wuh, wuh — der Wind wurde noch stärker, jetzt krachte das Dach des Sakhi; zuweilen schien es, als ob jemand mit dem Fuße stampfe.

„Ah, die Hölle ist draußen,“ sagte einer der Dortsitzenen, um etwas zu sagen. „Ich möchte jetzt meinem Feind nicht gönnen, auf dem Berg zu sein.“

„Auf dem Berg,“ antwortete der andere spöttisch, „als ob du den Mut hättest, jetzt bis zu unseren Weingärten zu gehen, und dabei sprichst du von den Bergen. Hörst du nicht diese Stimmen! Himmel und Erde sind gegeneinander los.“

Wieder herrschte Schweigen. Sie hatten alle zu denken.

Die Stalltür Inarzte schwerfällig. Alle blickten nach der Richtung hin. Im Halbdunkel zeichnete sich die Gestalt eines Mannes ab, der, in einen Hirtenmantel eingehüllt, wie ein Schneehaufen aussah. Der Mann mußte lange Zeit im Schneesturm gewesen sein.

„Guten Abend,“ sagte der Neuangekommene, indem er die dicke Schneeschicht von seinem Mantel abschüttelte.

„Grüß Gott, ach armer Chai, komm, tritt ein, Gesegneter, du bist ja erstarrt,“ riefen von hier und dort die Anwesenden mit mitleidigem Ton. „Wacht dem Chai Platz, laßt ihn sich setzen.“

„Ja, bei Gott, ich bin erstarrt,“ sagte der Neuangekommene, während er voranging. „Es

* Gepreßter Kubdinger, der in der Sonne getrocknet und als Brennstoff verwendet wird.

** Schmalere, fensterloser Raum, der von oben her durch eine Dachluke Licht erhält. An beiden Seiten des Raumes befinden sich die ganze Wand entlang Erhöhungen aus Holz oder Lehm, inmitten einen schmalen Gang freilassend. Mit Matratzen und Kissen belegt, dienen diese Erhöhungen als Ruheplätze für die Gäste des Hauses.

ist unmöglich, länger draußen zu bleiben, man sollte meinen, der Himmel stürze zusammen, auch im Dorfe wird man erdrückt. Schnee und Sturm! O, was für ein Sturm ist das, was für ein Sturm! Ich sagte mir, ich gehe in den Sakhi, wärme mich und mache mich wieder auf."

Der Mann setzte sich.

Oberhalb des Buchar,* in einer kleinen geschwärzten Nische leuchtete friedlich die Öllampe. Die trübe Flamme schwankte und zitterte leise, als ob auch sie sich vor dem Säusen des Windes fürchtete. Aber sie gab doch ein schwaches Licht, so viel, daß sich einige Gesichter unter dem Schatten der dichten Lammfellmützen abzeichneten. Auch auf den Neuangekommenen fielen einige schwankende, gelbliche Strahlen. Es war ein bäuerliches Gesicht, auf das ein qualvolles Leben den Stempel der Rauheit gedrückt hatte, und Kummer hatte sich in den tiefen Falten der festen Haut eingemistet. Er war noch ein junger Mann, aber er schien viel erlebt zu haben. Unter dem dichten Schnurrbart erschienen zwei dicke, fest aufeinandergepreßte Lippen, die seinem Gesicht einen eigensinnigen Ausdruck gaben. Die Augen waren klein, aber lebhaft und feurig. Er war der Wächter des Dorfes, der bezahlte Nachtwächter. Er war Armenier, deren viele im Dorfe O... wohnten, aber sie waren wieder fortgezogen, und nur dieser eine blieb zurück, wie ein verspäteter Kranich. Betteln wollte er nicht, so wurde er Wächter. Die Bewohner kannten seinen Namen nicht genau. Anstatt Nacho nannten ihn einige Ncho, andere sagten auch Nko, aber schließlich schienen sich alle dahin zu einigen, daß sie ihn einfach „Chai“ nannten. So war es gut, es war leicht auszusprechen. Er war auch wirklich Chai,** denn er war Armenier aus dem Dorf Dsm. Das war der Chai, der in einer Ecke an der Wand Platz genommen hatte, sich zusammendrückte und schwieg.

Der Sakhi war warm.

Der Schneesturm hielt noch immer an. Der wütende Wind brüllte und heulte wie ein verwundetes Tier.

„Von einer solchen Nacht wurde auch der arme Unglückliche überrascht; ja,“ sagte der Schulze Gewo, „wie sollte er sich auch retten.“

Es handelte sich um einen Bauern, der einige Tage vorher in den Bergen vom Schneesturm erfaßt worden und erslickt war.

„Wie oft haben wir gesagt, gehe nicht, laufe nicht bei diesem Schnee und Winterwetter umher, du hast Frau und Kinder,“ bemerkte ein anderer.

„He, was schwagest du so dumm, das war im Schicksal des Mannes so bestimmt,“ sagte der Melikh, „er mußte gehen, er mußte ersticken. Wer kann seinem Schicksal entfliehen?“

„Wahr, wahr, Melikh,“ sagten einige, „das vom Schicksal Geschriebene läßt sich nicht auslöschen.“

Schicksal, allmächtiges Schicksal! Zu dieser furchtbaren Nachtstunde, im halbdunklen, höhlenartigen Sakhi, unter dem häßlichen Geißel des Windes, der über die blinde Nacht schreckliche Dinge erzählte, war es schwer, einen passenderen Unterhaltungsstoff zu finden. Jeder hatte seine eigenen Betrachtungen, alle aber kamen zu dem Ergebnis, daß der Mensch ein Spielzeug der Willkür des Schicksals sei, daß diesem gegenüber alle Mittel, all sein Verstand, seine Mähe und Arbeit machtlos seien.

„Ich glaube nicht an das Schicksal,“ sagte eine Stimme aus einer Ecke des Sakhi.

Aller Blicke wandten sich nach der Seite hin, das Erstaunen war allgemein.

„Wer ist dieser Niese?“ fragte der Melikh spöttisch.

„Dein Diener, ich bin es, Melikh. Ich glaube nicht an das Schicksal,“ wiederholte dieselbe Stimme hartnäckig.

Die Männer wußten nicht, ob sie lachen oder zürnen sollten. Der, der an die allvermögende Kraft des Schicksals nicht glaubte, war der erbärmliche Chai.

„Die elendeste Ziege könnte in Wut geraten, fürwahr,“ murmelte der Melikh, halb spöttisch, halb erzürnt. In der Tat waren alle erregt, und wie sollten sie es auch nicht sein. Der Melikh, der reiche, mächtige Melikh glaubte an das Schicksal und fürchtete sich vor ihm. Der Schulze Gewo, vor dessen Stock alle wie Weidenblätter zitterten, entsetzte sich vor dem Schicksal. Und der Pfarrer, was er auch predigte, zum Schlusse kam das Schicksal. Alle waren doch dieser unsichtbaren Macht unterworfen und hatten Angst davor, allein dieser erbärmliche, elende Chai glaubte nicht an das Schicksal und fürchtete sich nicht vor ihm.

„Ja, ich glaube nicht an euer Schicksal,“ wiederholte der Chai, und dieses Mal, als er die auf sich gerichteten verächtlichen Blicke sah,

* Offener Kamin, der sich in der Mitte der Winterwand des Sakhi befindet.

** Mundartliche Form für Haj, wie sich die Armenier selbst nennen.

mit härterer, kühnerer Stimme, „und ich könnte euch jetzt im Augenblick beweisen, daß ich recht habe, aber schade, daß ich hinaus muß, um den Rundgang um das Dorf zu machen.“

„Bleibe, bleibe,“ riefen einige Stimmen neugierig, „Schulze, sage, daß er bleibt, sie plündern doch jetzt das Dorf nicht aus!“

Auf den Wunsch des Schulzen setzte sich der Chai wieder auf seinen Platz. Aller Blicke wandten sich nach ihm, alle warteten darauf, was dieser Mann wohl erzählen werde, der mit solch kühner Hartnäckigkeit das Schicksal verachtete.

„In dem Jahre,“ so begann der Chai, „waren wir zehn Personen, gleichsam zehn Verrückte. Alle zehn trugen wir Feuer und Flamme in der Brust, ein gleiches Feuer vom selben Blitz entzündet, das glühte und uns zueinanderzog. Wir hatten alle ein gleich unerschrockenes Herz, und was für ein Herz! Das war ein Meer, von Schmerzen überflutend, vor Scham verdunkelt, ein Holzstoß, durch Rachsucht entzündet. Monatlang wanderten wir umher von Feld zu Feld, von Wald zu Wald, von Schlucht zu Schlucht. Mit den Schlangen zusammen tranken wir Wasser, und in einem Bett von Stein ruhten wir für Minuten aus. Was sollten wir machen? Zu lange schon hatten wir Unehre hinuntergewürgt, unsere Geduld war groß, aber die Ruchlosigkeit unseres Feindes, seine herzlose Schamlosigkeit waren grenzenlos. Es war nicht mehr möglich zu leben, es war kein Brot mehr da, und das vorhandene war nicht zu genießen, es war zu Gift und Galle geworden.“

Wir ließen alles im Stich, Haus und Familie, Hab und Gut, und um unsere Ehre von Auswurf und Schmutz zu reinigen, nahm jeder eine Flinte, und dann zogen wir auf die Berge. So war es gut, wir waren frei. . . O, wenn der Mensch solche Schmerzen hat, wie unsere waren, wenn man ihm Schwester und Mutter mißhandelt, wenn man ihm sein Kind getötet und den greifen Vater entehrt hat, dann gibt es in der Welt nichts, nichts mehr, was ihn trösten kann. Die Brust kocht, glüht auf in Flammen; Tränen sind unfähig, ihn zu erfrischen, tröstende Worte sind Spott und Hohn für ihn. Aber wenn er den warmen Lauf seiner Flinte fest, fest an die Brust drückt, wenn er sieht, wie er den Tod über das Haupt seines blutschuldigen Feindes auspfeilt, dann, ach, nur dann kühlt sich das Herz des Menschen, die Seele beruhigt sich, er errötet nicht mehr vor Scham, er fühlt, daß auch er ein

Mensch ist, daß auch er eine Lammfellmütze auf dem Kopf hat* und Ehre besitzt.

Die Türken und Kurden nannten uns Verschwörer, aber die Armenier nannten uns Rachegeister. Vor uns her ging der Schrecken, hinter uns lag der Tod ausgebreitet. Wir und die Adler blieben die alleinigen Herren der Berge. Wir glichen einander auch ein wenig, in gleicher Weise stürzten wir uns auf unsere Jagdbeute. Wo sind wir nicht überall geweiht! Wie vielen vertierten Kurden und Türken haben wir nicht ihre ekelhafte Begierde im Leibe erstickt. Oftmals suchten sie uns, aber dann waren wir wieder verschwunden, unsichtbare Geister; wir waren überall und nirgendwo. Die Verschwörer zu finden, war nicht leicht, ihnen zu begegnen, furchtbar. So waren wir und warteten auf unser Schicksal; wir glaubten daran. Eines Tages waren wir auf dem Gipfel des Berges Sim, als unsere Vorräte ausgingen. Ich wurde dazu bestimmt, auf Vorrat auszugehen. Ich kannte Dörfer, aber ob sie bewohnt oder zerstört waren, ob Leute dort waren oder ob sie ausgewandert, das wußte ich nicht. Wie es aber auch sein mochte, ich mußte gehen, um Vorräte zu holen. Ich stieg am hellen Tage aus unserem Nest herunter, ohne Waffe, sogar ohne Stock. Ich dachte, ich würde dem Feind nicht begegnen, oder wenn ich ihm begegnete, so würde es mich vielleicht retten, daß ich ohne Waffe wäre, und wenn ich nicht gerettet würde, so schien es eben mein Schicksal zu sein. Und so ging ich fort. Lange Zeit war Todes Schweigen um mich herum, niemand begegnete mir. Vor mir lag ein Berg, ich mußte ihn ersteigen und dann in die dahinterliegende Schlucht hinabsteigen. Ich stieg empor; gerade vor mir auf dem Gipfel ragte eine Gestalt auf, ein Kurde, von Kopf bis zu Fuß bewaffnet.

Guten Tag, Freund, sagte ich in harmlosem Tone.

Guten Tag, Armenier, antwortete der Kurde, aber er ging nicht weiter, sondern blieb stehen und sah mich an.

Ich blieb nicht stehen, sondern setzte meinen Weg fort, aber ich fühlte, daß der Kurde noch immer da stand und mir mit dem Blicke folgte. Ich beeilte mich nicht, um keinen Grund zum Verdacht zu geben.

Se, Armenier, warte, warte, hörte ich plötzlich die Stimme des Kurden. Ich blickte zurück und blieb stehen. Es ist mein Schicksal, dachte ich. Und wirklich, das Schicksal konnte wohl

* Bedeutet, daß er ein freier Mann ist und Manneswürde besitzt.

die Gestalt dieses Kurden haben. Das Gewehr auf der Schulter, das Krummschwert an der Seite, den Dolch mit weißem Elfenbeingriff in den Gürtel gesteckt, ein widerwärtiges Gesicht und wütende Augen, ganz und gar die Augen eines hungrigen Wolfes. (Schluß folgt.)

○ ○ ○

Die Prinzessin auf dem Baum.

(Schluß.)

„Das war die höchste Zeit!“ rief der Junge atemlos, und trat in das Haus hinein; die Alte aber lief zu den Fohlen und schlug sie mit dem Besenstiel, daß es einen Stein erbarmen konnte. „Wir können nichts dafür, verschon' uns,“ baten die Fohlen, „wir sind dreißig Meilen gelaufen, er aber kam uns auf einem Löwen nachgejagt und hat uns in Eile wieder zurückgebracht.“ Als die Heze das hörte, ließ sie nach mit dem Schlagen und kehrte ärgerlich in die Stube zurück; dafür ging jetzt der Junge in den Stall hinein, um sich ein Pferd auszusuchen, und der Heze kleine Tochter begleitete ihn. In dem Stalle standen viele Pferde, und eins war immer schöner als das andere. Ganz hinten aber befand sich in einem besonderen Stand ein hochbeiniger magerer Schimmel. „Das ist meiner Mutter Reitspferd,“ sagte das Mädchen, „das läuft so schnell wie der Wind.“ Da wußte der Junge genug und ging wieder hinein zu der alten Heze.

Am anderen Morgen sagte die Heze: „Nun, Junge, welches Pferd willst du haben als Lohn für die Hützeit?“ — „Den Schimmel in dem kleinen Stand,“ antwortete der Junge. „Ach, was willst du mit dem, der ist ja das Mitznehmen nicht wert! Sieh doch, wie mager und schmutzig er aussieht. Nein, mit dem Tier kann ich dich nicht ziehen lassen, die Leute würden über mich reden, wenn ich dir solch ein Pferd zum Lohne gäbe!“ Der Junge blieb aber bei seinem Willen, und da mußte sich die Heze wohl oder übel fügen. Als er jedoch aus dem Stalle getreten war, holte sie schnell einen Bohrer herbei und bohrte damit dem Schimmel Löcher durch alle vier Hufe, darauf nahm sie ein Rohr und sog ihm alles Mark aus seinem Gebein und tat es in einen irdenen Topf. Dann nahm sie Mehl, mengte es mit dem Mark und buk einen Kuchen daraus. Den schob sie dem Jungen ins Vorderhemd, daß er unterwegs zu essen habe und nicht Hunger leide. Nachdem sie das getan hatte, holte sie zwölf Lämmer aus dem Stalle hervor und

band sie an den Hinterfüßen an einer Schnur auf und hing sie über den Schimmel. „Da hast du deinen Lohn,“ sprach sie, und der Junge sagte ihr Lebewohl und ging neben dem Schimmel her zum Torweg hinaus. Auf das Pferd setzen mochte er sich nicht, denn es trat so steif auf und ließ sich so schwach an, als ob es bald sterben müsse. Auch wunderte ihn, daß es immer mit der Zunge nach seinem Vorderhemd leckte. „Was willst du denn dort, Schimmelchen?“ fragte der Junge mitleidig. Da hub der Schimmel zu reden an und sprach: „Ich lecke nach dem Kuchen; denn die alte Heze hat mir mit einem Rohr alles Mark aus meinem Gebein durch die Hufe gesogen, hat es mit Mehl gemengt und in deinen Kuchen gebaden.“ „Dann is' ihn nur,“ sprach der Junge, denn er steht dir von Rechts wegen zu.“ Und als der Schimmel den Kuchen gegessen hatte, kam die alte Kraft wieder in sein Gebein, und der Junge schwang sich auf seinen Rücken, und er griff mächtig aus. Es dauerte aber nicht lange, so kamen sie in den Wald, und wie sie ein wenig darin gewesen waren, stürzten die zwölf Wölfe, von denen der alte Jäger gesprochen, auf sie los. Rasch schnitt der Junge mit seinem scharfen Messer die Schnur entzwei, und die zwölf Lämmer fielen auf die Straße herab, und die zwölf Wölfe stürzten über sie her und erwürgten sie und fraßen sie auf. Als sie die Lämmer gefressen hatten, war der Schimmel aber schon so weit gekommen, wie die Nacht der Heze reichte, und der Junge hatte ihn also mit heilem Leibe vor den Wölfen in Sicherheit gebracht.

Nun machte er, daß er zu dem Jägerhäuschen kam. Dort ließ er den Schimmel am Türpfosten halten und lief hinein, holte die Prinzessin heraus und setzte sie vorne auf das Roß; dann schwang er sich selbst hinauf und ließ den Schimmel laufen, was er laufen wollte. Als er fort war, erhob der dreibeinige Schimmel wieder wie damals einen grausamen Lärm und ruhte nicht eher, als bis der alte Zauberer herbeigelaufen kam und fragte: „Warum schreiest du so? Was ist denn geschehen?“ — „Der Junge ist wieder hier gewesen und hat die Prinzessin geraubt,“ antwortete der dreibeinige Schimmel. „Sind sie schon weit?“ — „Nein, weit sind sie noch nicht, wir werden sie schon einholen; setz' dich nur auf meinen Rücken.“ Das tat der Zauberer und ritt dem Jungen nach. „Schimmelchen lauf! Schimmelchen lauf!“ rief der Junge, als er den Zauberer erblickte; aber der Schimmel

ließ nicht, sondern ging gemächlich Schritt. Da war's denn kein Wunder, daß der alte Jäger sie einholte. „Räuber!“ rief er dem Jungen zu, „hab' ich dir's nicht gesagt, du solltest es nicht noch einmal wagen, die Prinzessin zu stehlen; nun soll dich mein Schimmel in den Erdboden stampfen.“ Indem er das sagte, rief der vierbeinige Schimmel dem dreibeinigen zu: „Schwesterchen, wirf ihn ab!“ Da warf der dreibeinige Schimmel den alten Zauberer auf die Erde, und der vierbeinige kam ihm zu Hilfe, und dann traten sie so lange mit ihren harten Hufen auf ihm herum, bis auch kein einziger Knochen unzermalmt war.

Als der Zauberer tot war, setzte der Junge die Prinzessin auf den dreibeinigen Schimmel, er selbst blieb sitzen, wo er war, und sie ritten zusammen in das Königreich, wo der Vater der Prinzessin regierte. Da war einmal die Freude groß, als er seine einzige Tochter wieder hatte, und als er hörte, daß der Junge sie erlöst habe, gab er sie ihm sogleich zur Frau, und es wurde Hochzeit gefeiert in großer Pracht und Herrlichkeit. Der alte König starb bald darauf; da wurde der arme Schweinejunge König an seiner Statt, und er herrschte über seine Untertanen nach Recht und Gerechtigkeit. Eines Tages fielen ihm seine beiden Schimmel ein, und er ging in den Stall hinab, wo sie untergebracht waren. Da sprach der vierbeinige Schimmel zu ihm: „Mein Schwesterchen und ich haben dir geholfen, nun hilf du uns auch. Zieh dein Schwert und schlag uns das Haupt ab.“ Antwortete der junge König: „Das werde ich bleiben lassen; ich habe euch viel zu lieb, und so lohnt man seinen Freunden nicht.“ „Wenn du mir nicht gehorchen willst,“ sprach der Schimmel, „so schaffen wir dir Unglück über Unglück auf den Hals.“ Das wollte der junge König nun auch nicht haben, drum zog er das Schwert aus der Scheide und schlug damit den beiden Schimmeln die Köpfe ab. Kaum hatte er das getan, so stand ein stattlicher Prinz und eine wunderschöne Prinzessin vor ihm, die bedankten sich, daß er sie erlöst habe. Derselbe alte Jäger, der die junge Königin auf den hohen Baum verwünscht, hatte auch sie in Pferde verwandelt; nun aber waren sie und ihr ganzes Reich von dem Zauber erlöst, und die ganzen großen Wälder, in denen der alte Jäger sein Wesen getrieben hatte, waren mit erlöst, und jetzt Städte und Dörfer, Mühlen und Seen geworden, und der Prinz und die Prinzessin waren Herrscher über das ganze Land. Sie blieben noch eine Zeitlang bei ihrem

Erlöser und seiner Frau, dann zogen sie in ihr eigenes Königreich. Der junge König lebte mit seiner Frau glücklich und zufrieden sein Leben lang, und wenn sie nicht gestorben sind, dann leben sie heute noch.

o o o

Kinderlied von den grünen Sommervögeln.

Es kamen grüne Vögelein
Geflogen her vom Himmel
Und setzten sich im Sonnenschein
In fröhlichem Gemimmel
All an des Baumes Aste,
Und saßen da so feste,
Als ob sie angewachsen sein.

Sie schaukelten in Lüften lau
Auf ihren schwanken Zweigen;
Sie aßen Licht und tranken Tau
Und wollten auch nicht schweigen;
Sie sangen leise, leise
Auf ihre stille Weise
Von Sonnenschein und Himmelsblau.

Wenn Wetternacht auf Wolken saß,
So schwirrten sie erschrocken;
Sie wurden von dem Regen naß
Und wurden wieder trocken;
Die Tropfen rannen nieder
Bom grünenden Gefieder,
Und desto grüner wurde das.

Da kam am Tag der scharfe Strahl,
Ihr grünes Kleid zu fengen;
Und nächtlich kam der Frost einmal,
Mit Reif es zu besprengen;
Die armen Vögelein froren,
Ihr Frohsinn war verloren,
Ihr grünes Kleid ward bunt und fahl.

Da trat ein starker Mann zum Baum
Und hub ihn an zu schütteln,
Bom obern bis zum untern Raum
Mit Schauer durchzurütteln;
Die bunten Vögelein girrten
Und auseinander schwirrten;
Wohin sie flogen, weiß man kaum.

Friedrich Müdert.

Verantwortlich für die Redaktion:
Frau Klara Setkin (Hundel), Wilhelmshöhe,
Post Degerloch bei Stuttgart.

Druck u. Verlag J. F. W. Metz Nachf. G. m. b. H. Stuttgart.